

Hans K. Stöckl

Es ist alles ganz vielfach

Satirisches von einem
staatsbekannten Querulanten



Hans K. Stöckl

Es ist alles ganz vielfach

Satirisches von einem
staatsbekanntem Querulanten



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2017

1. Auflage März 2017

Layout und Satz: textzentrum graz

Lektorat: Maria Ankwitsch

Cover und Illustrationen: Hans K. Stöckl

Autorenfoto: Otto Semrad

ISBN 978-3-903144-16-3



→ Kultur, Europa,
Außenbeziehungen



Inhaltsverzeichnis

Zwatsch ex Qumrü.	7
Mit Selbstverachtung durch den Alltag	13
Ein kleiner Selbstpflanzratgeber	14
Was einem Sammler Leiden schafft	19
Zeit der Zwangsdät	23
Austria is very good	27
Wochenend und Sonnenschein	33
Meat Loaf Crisis.	34
Melly Chlistmas!.	39
Gib uns unseren täglichen Stress!.	45
Think orange	46
Die Welt ist eine Gurke	49
Alles Experten – Experten für alles!	53
Traumnote 4	54
Was will Mann schon?	58
Durch Poldick und -dünn.	63
Der Wahrheit verpflichtet	64
»Europa« ist passé – es lebe »globak«!.	69
Einer wie sie	73
Wählt mich!.	77
Wirklicher Unrat	79
Lechts und Rinks kann man sehr wohl verwechseln.	83
Ein blaues Auge kommt selten allein	85
Eine kleine Fabel	86
Hurra, es geht bergauf!	89
Blauaugensaison.	90
Weihnachtsrache ist süß	93

Zwatsch ex Qumrü

Was Sie schon immer über das Dichterleben gedacht haben, stimmt. Sagt mein Verleger. Ich sehe mich daher genötigt, der Welt einmal die Augen für die nackte Wahrheit zu öffnen.

»Sie Querulant!«, sagte der Verleger nach der Lektüre meines jüngsten Manuskripts. »Ich hab Ihnen doch gesagt, schreiben Sie was Anständiges! Weltverbesserer laufen genug herum.«

Das Buch handelte auf satirische Weise die Abhaltung von Feuerwehrrällen im ländlichen Raum im Vergleich zum Wiener Opernball ab. Dabei ging es mir keineswegs darum, fette, rotgesichtige, ständig mit dem Herzinfarkt und Krampfadern kämpfende Trachtenträger lächerlicher zu machen, als sie sind, noch darum, mich über die Pinguine mit ihren faschingsordenbehängten Wampfen zu mokieren. Oder gar über deren weibliche Mitesser Häme auszuschütten, nur weil ihre runzeligen, wie Leberwürste zusammengepressten Dekolletéfüllungen bildschirmsprenge aus den Fernsehapparaten quellen, kaum dass ein Rotlicht eine TV-Kamera ankündigt. Wenn ich richtig verstehe, was ich sagen wollte, so ging es mir wohl um die Darstellung angesagten Almauftriebs und wie sich Ochs und Öchsin dabei gebärden.

»Was meinen Sie mit *anständig?*«, fragte ich irritiert.

»Herrgott!«, rief der Verleger und lief rot an. »Doch nicht *anständig* im Sinne von *anständig*! Ich meine *anständig* wie *ordentlich*. Wie ... *lesbar*! Ja, was weiß denn ich ...! Was *anderes* eben!«

Jetzt lief ich rot an. »Das hab ich im Übermaß geschrieben! Ich habe so viel anderes geschrieben, dass ich schon glaubte, ich selbst sei anders!«

Ich fühlte, wie sich meine Halsadern bedrohlich aufzublähen begannen.

»Schrieb ich einen Fantasy-Roman für Kinder, in welchem ein saurierähnliches Zwitterwesen mit einer Puddingkanone das Knusperhäuschen belagert, dann sagten Sie, das Sujet sei zu futuristisch. Daraufhin lief ich mir jahrelang mit dem Manuskript die Füße ab, von einem Verlag zum anderen, von einem Lektorschnösel zum nächsten, bis es hieß, das Sujet sei nicht mehr zeitgemäß. So. Dann schrieb ich auf Ihre Veranlassung ein Sachbuch über die Besatzungszeit der Habsburger in Venedig. Was musste ich mir von Ihnen anhören? – *Ist zwar historisch korrekt, aber dem Radetzky marsch hätten Sie wenigstens ein eigenes Kapitel widmen müssen! Und dem Wiener Schnitzel samt dessen Mäländer Abstammung ... schreiben Sie was anderes ... einen Krimi zum Beispiel!* – Ja, mein Krimi, das gebe ich zu, war etwas ungewöhnlich. Es ging um die Verwechslung zweier Leichen, die abwechselnd verschwanden und wieder auftauchten. Es kam kein Kommissar, kein Inspektor, ja, nicht einmal ein Detektiv vor. Das Verbrechen klärte sich von allein, sukzessive aus der Handlung heraus auf. Als Täter stellte sich schließlich eine dritte Leiche heraus. Ihre Reaktion war unmissverständlich. Sie gaben mir das Manuskript wortlos zurück. Dann lieferte ich einen Stapel Kurzgeschichten. Essayistische Alltagsbetrachtungen zum Thema ‚Abwarten und Bachblütentee trinken‘. Das war Ihnen zu politisch. Mein Theaterstück lehnten Sie ab, weil sich keine einzige Szene dafür anbot, eine Blutschüttorgie von Hermann Nitsch zu integrieren; und meine Gedichtsammlung

quitierten Sie mit zitronensäuregeschumpeltem Antlitz: *Ein Gedicht, das nicht mit ‚Oh, welch ein Weh durchtost die Brust ... ‘ aufwarten kann, ist nicht unter Literatur zu reihen! Bei Ihnen kommt kein einziges ‚Oh, welch‘ vor*, klagten Sie. *Außerdem, Gedichte verkaufen sich, wenn überhaupt, dann nur mit einem prominenten Namen! Wenn Arnold Schwarzenegger oder Herbert Prohaska je einen Gedichtband mit dem Titel ‚Oh, welch eine Bombe‘ abliefern, reißen mir das die Leute aus der Hand! Aber ‚Hans K. Stöckl, Meine letzten 1000 Jahre‘ ... ich bitte Sie! Legen Sie sich wenigstens irgendein pfiffiges Pseudonym zu ... wie wär’s mit ... äh ... Bodo von Brczeskowicyj?* Als ich Ihnen meine Tagebücher aus Stein an der Donau, wo ich dreizehn Jahre aufgrund eines Fehlurteils als Lektorenmörder gesessen war, anbot, bekamen Sie einen Lachanfall. *Seit dem Zerfall der DDR sind Häfentagebücher unschuldig Gesessener das inflationärste Thema der Literaturgeschichte!*, erklärten Sie.«

Ich machte eine kurze Pause, um einzuatmen, da fiel mir der Verleger in die Rede.

»Ich will einmal ehrlich sein«, begann er.

»Oh, welch ein Gesinnungswandel!«, entfuhr es mir fast ungewollt.

Er ignorierte meinen Einwurf und sprach: »Wissen Sie, es ist auch ... irgendwie, gewissermaßen, sozusagen, also, lassen Sie es mich so formulieren: ich meine, ja, Ihr, wie sagt man?, Ihr ... Stil! ... Ja, genau, Ihr Stil! Das ist es. Sie haben keinen Stil! Sie brauchen einen anderen! Von den, ich möchte sagen, Inhalten einmal abgesehen. Darüber sprachen wir schon. Was Sie abführen, ist alles ... nun ja ... eben unverkäuflich!«

Mein Blick streifte unwillkürlich den Brieföffner, der in auffordernder Reichweite auf dem uns trennenden Schreib-

tisch lag. Blankpoliert, glänzend und sehr spitz. Irgendwo in den Weiten meiner Denkerstirn platzte ein Äderchen nach dem anderen. Aus den Tiefen meiner Achselhöhlen ergoss sich je ein Niagarafall und durch die dichten Nebelschwaden zwischen meinen beiden Ohren waberte ein angstvoller Gedanke: Würde ich mich später ... erinnern ... können?

Jemand brüllte unvermittelt einen Schwall von Vokabeln, die jeden auch noch so erfahrenen Bierkutscher purpurrot gefärbt hätten.

»Jaaa ... weiter ...!«, vernahm ich die leicht vibrierende, auf einmal seltsam rau klingende Stimme des Verlegers.

Und der Jemand brüllte drauflos. Er packte den gesamten Wortschatz jener sehr betagten Dirne aus, die ich seinerzeit nächtelang zu meinem Roman über Wiens Unterwelt interviewt hatte.

»Jaaa, Jaaa ...!«, röchelte der Verleger.

Und ich kehrte zusehends aus dem Jemand in mich selbst zurück. Das erhebende Gefühl, langsam aber stetig ins Unermessliche zu wachsen, ergriff von mir Besitz. Als mein Kopf aus den Wolken emportauchte, schmettete ich noch eine Wagenladung eitrigen Kuhdung in jene Niederungen, wo der ignorante Verlegerwurm nur noch »Jaaa ... jaaa ... das ist es! ... Endlich haben Sie es begriffen!« wimmerte. Dann ereilte ihn ein nicht enden wollender Orgasmus.

Ich nahm mit lässiger Hand meine Aktenmappe vom Schreibtisch, warf meine gedachte Stirnlocke stolz ins Genick und verließ federnden Schrittes das Schlachtfeld.

Zu Hause angekommen öffnete ich ohne zu zögern meine letzte Bierdose, ließ mich in das fallen, was die drei Kater einer meiner Exgattinnen von meinem Polstersessel übrig gelassen hatten, und griff nach dem Telefon.

Gott sei Dank, sie hatten es noch nicht gesperrt!

Ich rief den dreizehnjährigen Sohn meiner Hausbesorgerin an: »Hey, Terminator! Willst du dir auf die Schnelle ...«, ich kramte in meinen Hosentaschen, »... äh ... vier Euro sechzig verdienen?«

»Wen muss ich töten?«, fragte der altmodische Telefonhörer meines noch nicht gesperrten Festnetzes.

»Bleib, wo du bist!«, befahl ich im Ton eines Obergeheimagenten. »Ich komme zu dir runter!«

Damit legte ich auf und war im selben Augenblick im Lift.

»Wirf deinen PC an!«, rief ich schon an der Tür. »Du musst mir ein Programm schreiben!«

Es dauerte insgesamt nicht einmal drei Stunden, dann hatte der Terminator nach meinen Anweisungen folgendes Programm auf einen Stick gespeichert: Man nehme eine sogenannte Boulevardkomödie, ersetze Otto Schenk durch irgendeine andere, möglichst galaktische Schauergestalt, die Josefstadt durch die Bronx, den Dialog durch einen Waffenkatalog und ein internationales Fäkalwörterlexikon und gebe den Code »Kaleidoskop« ein.

Ich drückte dem Kind meine letzten Vier-Sechzig in die Schwitzpfote und hastete zurück in meine Dichterstube.

Mein dreijähriger und deshalb schon altersschwacher Rechner brauchte doppelt so lange zum Hochfahren wie der des Hausmeisterbuben und rechnete scheinbar noch mit Holzkugeln. Die Plastikstimme verkündete wie üblich: »Die schwarze Kassette ist bald verbraucht.« Der Tonfall verriet keinerlei Anteilnahme. Aber schließlich, als mir endlich vorm Morgen graute, spuckte mein Drucker das fertige Manuskript aus. Ich war gespannt.

Der Titel lautete »Zwatsch ex Qumrü«. Darunter stand in etwas kleinerem Schriftgrad »von Bodo von Brczeskowicyj«.

Ich ersparte es mir, die Seiten zu zählen, schob nur probeweise irgendwo meinen Zeigefinger in den Papierstapel, zog eine Seite halb heraus und konnte auf Anhieb zwölfmal hintereinander »Scheiße«, achtmal »du Wichser« und sechzehnmal »Arsch aufreißen« (unter Berücksichtigung verschiedener anwendbarer Techniken) lesen.

»Was wollen *Sie* denn schon wieder!?,« murkte der unausgeschlafene Verleger und scheuchte seine Sekretärin vom Knie.

Ich knallte ihm das Manus wortlos hin und ging auf ein Gulasch. Drei Krügel Bier später gestand ich dem Wirt, dass ich Kredit benötige, und weil es schon egal sei, könne er mir ja noch ein Krügel bringen.

»Ich kann dir ja gleich mein ganzes Lokal überschreiben!«, gab er zurück und schickte sich an, mich hinauszwerfen. Da schrillte sein Handy. Er flocht seine Würstelfinger aus meinem Revers und drückte das Telefon ans Ohr. »Ja?« Lauschpause. »Ja. Ist hier.«

Er hielt mir das Handy entgegen. »Für dich.«

Drei Minuten später saß ich meinem geliebten und hochverehrten Verleger und einem zu unterschreibenden Traumvertrag gegenüber.

Nun, wie Sie wissen, das Buch ist jetzt seit einem Jahr zum achten Mal vergriffen, der Stoff wird in Hollywood ununterbrochen neu verfilmt und nächste Woche reise ich zur Literaturnobelpreisverleihung.

Mit Selbstverachtung
durch den Alltag

Ein kleiner Selbstpflanzratgeber

»Jemanden pflanzen« sagt der Wiener, wenn er das tut, was neudeutsch »einen verarschen« heißt. Friedrich H. Jacobi erkannte bereits 1781: »In der Dummheit ist eine Zuversicht, worüber man rasend werden möchte.«

Geist und Esprit sind ausgestorben. Das Geld regierte zwar, seit es es gibt, immer schon die Welt, nur dass zuzeiten von Geist und Esprit die neureichen Tölpel es noch aufwendeten, um, wenn sie ihn schon nicht selber erreichen konnten, sich den Esprit in Form von Büchern und Theaterbesuchen wenigstens vorführen zu lassen. So trugen sie dazu bei, die Kultur wenigstens am Köcheln zu halten. Heutzutage hingegen, im Zeitalter des Einbuchhaushaltes, wo »Kultur« als künstliche Virenzucht verstanden wird, haben die neureichen Tölpel mehr denn je das Nichtssagen. Und so mancher Bock erklärt dem Gärtner seinen ultimativen Lebenssinn: den Treppenwitz der Verschwendungsspirale, dessen schizophrene Pointe »Mülltrennen« heißt.

An und für sich ein Kabarettstück von mäßigem Unterhaltungswert, unterhält es dennoch ein paar Neu- und Alteiche mehr als reichlich, indem sie die Tölpelherden zuerst mit jeglichem Plunder überhäufen, den sie, nachdem jene seiner überdrüssig geworden sind, befehlen, gegen hohe Gebühren, sorgsam getrennt und als Rohstoff vorbereitet, an sie, die Neu- und Altreichen, abzuliefern, auf dass wieder neuer Plunder produziert werde.

Und geil auf Spiele jeglicher Art – je stupider desto beliebter, vom Brieflos bis zum Ballischupfen in Wimbledon – spielt der Geist- und Espritlose das Spiel mit den bunten Plastikküberln ebenso leidenschaftlich mit wie das fingernagelmordende Gerubbel um die Knackwurst an der Angel. In der zwangsbeglückten arbeitslosen Gesellschaft der Müllproduzenten hat er nun einen von ihm selbst gutbezahlten Fulltimejob:

»Was machst denn da, um Gottes Willen, Schatzi?«

»Ich schleck die Joghurtbecher aus. Mmmschllp ... Ich kann sie doch nicht so dreckig in den gelben Sack stopfen ... Komm, hilf mir ein bissl schlecken! Du kannst die Schlagobersbecher nehmen. Den Schimmel musst aber vorher mit einem Löffel ... was? ... na, in die Biotonne!«

»Und den Aluminiumverschluss ...?«

»Na, der g'hört in die Metallbox! Aber, die Beschriftung musst schon vorher runterkratzen! Die g'hört dann in den Sondermüll, gell!«

Eine Stunde später.

»Geh, bitte! Die Styroportasse vom Lungenbraten tust mir abwaschen, ja! Soo kannst doch die nicht in den Styroporsammelsack geben! Und die Batterien von der Quatch musst zum Uhrmacher tragen!«

»Und du die vom Vibrator in den Sexshop!«

Böser Blick.

»Gut, gut.«

Zerknirschter Gegenblick.

»Die ... äh ... fast leeren Farbdoserln vom René seiner Modellbastlerei ...?«

»Na, Sondermüll! Eh klar, hörst!«

»Ja. Eh klar. So wie das Autoöl vom letzten Ölwechsel.«

»Nein! Das g'hört doch zum Problemmüll, jössasna! Geh, weißt was, du stehst mir eh nur im Weg herum! Du

könntest die Valpolicellaflaschen zum Glascontainer in der Schlupitschekgasse tragen und die zerbrochenen Weingläser vom letzten Mulatschak ... du, aber pass mir jaa auf, dass du nicht wieder das Weiße in den Buntglascontainer schmeißt! Ja, und kletzel vorher gefälligst die Etiketten runter! Und schau, dass da keine aus Kunststoffpapier in den Papiercontainer kommen! Die gibst in den Sondermüll! Und wenn du dann wiederkommst, kannst dich über die Bier- und Energydrinkdosen hermachen. Die darfst eh alle in denselben Blechcontainer hau'n.«

Einer verlässt das Schlachtfeld. Er nimmt gleich den Zamperl mit, dass der sein Lacki machen kann. So praktisch kann das Mülltrennhobby sein.

Die zurückgebliebene Hausfrau macht sich an die Verpackungen der jüngst erstandenen Kleinküchengeräte. Ein 32x21 cm lamierter Karton, auf dem ein 2x3x1,5 cm großes Klarsichtschachterl draufgepickt ist, in welchem sich beim Kauf eine Plastikbeilagscheibe im Durchmesser von 0,5 cm befunden hatte, macht den Anfang. Gut. Plastik ist einmal eh klar, gehört zu Plastik. Wenn nur die Laminierung von dem blöden Karton abzulösen wäre! Gut, dass man neuerdings den Karton wenigstens schon in den Papiercontainer geben darf! Aber: Der Kleber, die viele werbeaufschriftmäßige Glanzfarbe? Sondermüll? Problem-müll? Und: Wie kriegt man sie runter vom Karton? Welches Lösungsmittel? Und wohin nachher mit diesem?

Die clevere Hausfrau entscheidet salmonellisch: Sie hebt sich das Schachterl auf, um zwei von den nicht verwendeten Schrauberln aus dem anderen Schachterl, wo drei drin waren, aufzuheben (für germanische Leser: »aufzubewahren«).

Wieder eine Stunde später: »Ach Gott, der Bub ist aus seiner Lederjacke herausgewachsen. Wie entsorg ich die

richtig? Mal sehen: Zuerst die Nieten herauslösen, dann den Zippverschluss. Das Futter heraustrennen, weil das muss zur Altstoffsammlung. So! Bleibt das Leder. Das geben wir jetzt zum Biomüll, weil es doch die Haut von einer Kuh ist ... äh ... oder, was weiß denn ich, vielleicht ist sie ja auch von einem Schwein heruntergeschnitten worden ... oder ... ist das am Ende auch Sondermüll, wegen der ganzen Gerberei und den Chemikalien ...?«

Der Zeitgeist sitzt in seinem Bunker im fernen Atoll im Südpazifik und lacht Tränen. So viel Spaß hat er noch nie gehabt, wenn er die Menschheit gepflanzt hat. Nicht einmal, als ihm seinerzeit der Jux mit den Stempelmarken und dem Formularismus eingefallen ist. War schon ein Geniestreich, das mit der Wegwerfgesellschaft. Noch dazu, weil sich dabei vielfach absahnen lässt: Zuerst kriegen die schlaun Töpel vom Staat fette Subventionen für die Entwicklung neuen Plunders. Dafür müssen sie nur alibihalber ein paar neue Arbeitsplätze schaffen. In Taiwan. Dann können sie sich die enormen Marketingkosten von der Steuer zurückholen, dazu gibt's jede Menge Kohle für verschleierte Gewinnspiele und sonstige Töpel Fangaktionen. Schließlich ist das »Produkt« für jeden gehirngewaschenen Zeitgeistbegeisterten so unverzichtbar, dass er jeden Tag nachfassen muss, um nicht vom Trittbrett zu fallen. Er zahlt glücklich dreimal so viel wie für ein normal gebliebenes Hemd für ein T-Shirt, das ihn zur Litfaßsäule und damit zur wandelnden Werbebotschaft für seine Mittöpel macht.

Befiehlt der Obertöpel einen rhythmusbedingten Hemdenwechsel, mutiert die Litfaßsäule gehorsam zum Müllsklaven. Sie trennt die Naht vom Stoff etc., trägt dem Obertöpel die Litfaßreste ins Haus und bezahlt dafür demütig seinen kräftigen Obolus.

Das dümmste Kleinvieh macht den meisten Mist. Und Glas, Papier und Metall rechnen sich somit vielfach.

Der Rest vom Müll, also, der Restmüll, wird den Polen oder den Afrikanern vor die Haustür gekippt, dafür kriegen die dann eine Handvoll Glasperlen und sind auch glücklich.

Die Bei-allem-Mitmacher, die sich auf Befehl auch eine gelbe Feder in den ... Bilderrahmen ... stecken, ersparen sich eine ganze Menge bei diesem Modespiel. Besonders das Denken.

Geist und Esprit, als Wegweiser aus zivilisatorischen Sackgassen, sind ausgestorben und vermodern in lustigen, verschiedenfarbigen Plastikmülltrennkübeln.